

# Organisation der Kritik

Die *Allgemeine Literatur-Zeitung*  
in Jena  
1785–1803

Herausgegeben von  
STEFAN MATUSCHEK

Universitätsverlag  
WINTER  
Heidelberg

## Epochenschwelle und prozessuale Verknüpfung.

### Zur Position der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* zwischen Aufklärung und Frühromantik

Solange es nur um die großen Namen unter ihren Beiträgern geht, gehört die *Allgemeine Literatur-Zeitung* zum Prominentesten in Literatur und Philosophie um 1800: Kant und Fichte zählen dazu, Schiller und August Wilhelm Schlegel. Auch sind, obwohl es sich hier ausschließlich um Rezensionen, also Sekundärliteratur handelt, einige ihrer Beiträge in den Kanon eingerückt: allen voran Schillers Bürger-Rezension. Ebenso ist Kants Besprechung von Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* über den Kreis der Kant-Spezialisten hinaus gegenwärtig. Dass hier bedeutende Namen über bedeutende Werke schreiben: das hielt die Erinnerung an die *A. L. Z.* in einer an Namen und Werken orientierten Literatur- und Philosophiegeschichtsschreibung wach. Allerdings nur als Quellenangabe. Denn die Texte selbst liest man längst in den Werkausgaben, in die all das eingegangen ist, was der Germanistik und der akademischen Philosophie an der *A. L. Z.* wichtig erschien. Die Zeitschriftenforschung, die alternativ zur Personen- und Werkgeschichte nach der eigenen Kontur dieses Mediums fragt, hat sich die *A. L. Z.* noch kaum vorgenommen. Noch die jüngeren Beiträge, die ausdrücklich über diese Zeitschrift und nicht nur über deren berühmte Beiträger reden wollen, halten sich an Namen. So ist sie zum einen als Promulgator des Kantianismus vorgestellt worden<sup>1</sup>, zum anderen als Kontrasthintergrund, von dem sich die Polemik der Brüder Schlegel abhebt.<sup>2</sup> Die *A. L. Z.* tritt als erstes der großen Rezensionsorgane konsequent für Kant ein

<sup>1</sup> Vgl. Siegfried Seifert: „Eine vollständige Übersicht der Kantischen Grundsätze“. *Die Jenaer Allgemeine Literatur-Zeitung und ihr Beitrag zur Kritik in einer Zeit des Umbruchs und Aufbruchs*, in: *Evolutionen des Geistes: Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte*, hg. von F. Strack, Stuttgart 1994, S. 275-293. Und: Horst Schröpfer: „...zum besten der Deutschen Gelehrsamkeit und Litteratur...“. *Die Allgemeine Literatur-Zeitung im Dienst der Verbreitung der Philosophie Kants*, in: *Der Aufbruch in den Kantianismus. Der Frühkantianismus an der Universität Jena von 1785-1800 und seine Vorgeschichte*, hg. von N. Hinske, E. Lange, H. Schröpfer, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, S. 85-100. Zuletzt: Horst Schröpfer: *Kants Weg in die Öffentlichkeit. Christian Gottfried Schütz als Wegbereiter der kritischen Philosophie*, Stuttgart-Bad Cannstatt 2003.

<sup>2</sup> Vgl. Heinz Härtl: „Athenaeum“-Polemiken, in: *Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts*, hg. von Hans-Dietrich Dahnke und Bernd Leistner, Berlin und Weimar 1989, Bd. 2, S. 246-357.

und sie bildet dann den Widerpart für August Wilhelm und Friedrich Schlegels publizistische Kühnheiten. So helfen weiterhin die großen Namen, um das Unternehmen *A. L. Z.* zu beschreiben.

Begrifflich lässt sich aus diesen Namen ein Epochenwechsel abstrahieren. Mit ihrem konsequenten, aber im Vergleich zur weiteren Kantrezeption konservativen Kantianismus steht die *A. L. Z.* als Organ der Spätaufklärung da, von dem sich die Frühromantik abstößt. Da einerseits Wieland mit zu den ersten Initiatoren der *A. L. Z.* zählt und andererseits zusammen mit den Brüdern Schlegel auch Fichte und Schelling öffentlich gegen die *A. L. Z.* streiten, kommen Nomenklatur und Epochenschema überein. Was ist die *A. L. Z.*? Die Repräsentantin der Spätaufklärung. Sie bietet die Folie des Alten, vor der sich das frühromantische *Athenaeum* und die revolutionäre, romantisch-idealistische Phase der Kantrezeption als das Neue profilieren. Dass August Wilhelm Schlegel auf beiden Seiten dieses Schemas vorkommt, ist kein Widerspruch. Denn er hat sich mit lautstarken Bruch vom Mitarbeiter der *A. L. Z.* zu ihrem Gegner gewandelt. Das *Athenaeum* gründet sich ausdrücklich als Anti-*A. L. Z.* „Daß wir uns eine große Autorität in der Kritik machen, hinreichend, um nach 5-10 Jahren kritische Dictatoren Deutschl.[ands] zu seyn, die A.L.Z. zu Grunde zu richten“<sup>3</sup>: so wird im Briefwechsel der Schlegel die Absicht der gemeinsamen Zeitschriftengründung martialisch benannt. Dass das *Athenaeum* tatsächlich nur drei Jahre durchhielt, die *A. L. Z.* dagegen bis 1849 fortbestand und sich dabei, nach dem Redaktionsumzug von Jena nach Halle, 1804 durch das von Goethe angestrebte Kompensationsprojekt der *Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* auch noch verdoppelte, tut dem Erfolg dieser Absichtserklärung keinen Abbruch. Von heute aus gesehen ist es keine Frage, wer die bedeutenderen Kritiker in Deutschland um 1800 waren. Insofern erweist sich das publizistisch flüchtigere als das literaturgeschichtlich nachhaltigere Organ.

August Wilhelm Schlegels öffentlich inszenierter Abschied<sup>4</sup> von der *A. L. Z.* ist eine von mehreren denkwürdigen Personalien, die sich mit der *A. L. Z.* verknüpfen. Andere sind etwa Herders und Bürgers Entsetzen, als sie erfuhren, aus wessen Feder jeweils die Kritik an ihren Werken stammte. Das Persönliche hat in diesen Fällen wie stets in der *A. L. Z.* mit verborgener Identität zu tun. Denn die *A. L. Z.* rezensiert anonym. Der heutigen Forschung, die nach personalen Werkzusammenhängen fragt, ist dies ein Ärgernis. Ein Hindernis der historischen Erkenntnis, das man durch mühevolle Hintergrundrecherchen, wo immer es geht, zu beseitigen versucht. Für aufklärerische Rezensionszeitschriften wie etwa die *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* oder die *Allgemeine Deutsche Bibliothek*, in deren Tradition die *A. L. Z.* steht, ist die Anonymität der Beiträger jedoch selbstverständlich. Sie ist ein konstitutives Merkmal dieser Zeitschriften, auch ein Epochenmerkmal, insofern Aufklärung programmatisch

<sup>3</sup> Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel am 31. Oktober 1797, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Bd. 24: *Die Periode des Athenäums*. Mit Einleitung und Kommentar hg. von Raymund Immerwahr, Paderborn, München, Wien, Zürich 1985, S. 31f.

<sup>4</sup> Angezeigt im *Intelligenzblatt der A. L. Z.* vom 30.10.1799.

nie im Namen einzelner, sondern immer anonym im Namen der Vernunft betrieben wird. Die *A. L. Z.*, die das gesamte deutsche Buch- und Zeitschriftenaufkommen sowie die wichtigsten fremdsprachigen Publikationen aktuell nach einer Wissenschaftssystematik geordnet präsentieren und beurteilen will, legt diese Vernunft nach Fachkompetenzen aus. Dazu baut sie ein Mitarbeiternetz anerkannter Gelehrter und Schriftsteller auf, die sich nicht mit dem Klang ihrer Namen, sondern als anonyme Rezensenten allein mit der Überzeugungskraft ihrer Argumente legitimieren sollen. Für ein objektives Kritik- und Urteilskonzept ist das folgerichtig. Dass viele Zeitgenossen die Anonymität – trotz vieler dokumentierter Fälle von Neugier, Mutmaßung und Indiskretion – als prinzipiell unbestrittene publizistische Regel anerkennen, hat sicher auch mit ihrer Schutzfunktion zu tun, die sie vor Zensur und Kabalen gewährt. Die Konsensvorstellung kollektiver Vernunft und das objektive Kritikkonzept gehören jedoch dazu. Die Preisgabe der Anonymität ist deshalb zu Recht als Epochenschwelle anzusehen. August Wilhelm Schlegels Abschied von der *A. L. Z.* macht diese Schwelle aufs Schönste sichtbar. Jahrelang hat er Literaturkritiken in der *A. L. Z.* anonym publiziert, bis er in seiner eigenen Zeitschrift, dem *Athenaeum*, nicht nur namentlich rezensiert, sondern mit einer langen Liste all seiner *A. L. Z.*-Rezensionen die Anonymität seiner Kritiken auch rückwirkend aufhebt. Diese Liste erscheint – so als fügten sich Epochenschwellen der Magie der Zahlen – im dritten *Athenaeums*-Band genau im Jahre 1800.<sup>5</sup> Objektivitätsanspruch im Namen der Vernunft einerseits, andererseits die sich nennende Subjektivität des Kritikers: mit den konträren publizistischen Prinzipien von *A. L. Z.* und *Athenaeum* lassen sich so Aufklärung und Frühromantik gegenüberstellen. Und die nachhaltigere Wirkung der frühromantisch kurzlebigen gegenüber der spätaufklärerisch langlebigen Zeitschrift erklärt sich so, dass wir heute (zumindest in literarischen Fragen) immer die Subjektivität des Urteils in Rechnung stellen. Deshalb hält die Germanistik die Anonymität von Texten grundsätzlich für eine Lücke, die zu füllen ist. Mit den großen Namen und mit dem einen, markanten Phänomen der Anonymität beschrieben, erscheint die *A. L. Z.* als letzte Auslaufstrecke unmittelbar vor der Epochenschwelle zur Romantik.

Ein Indiz dafür, dass diese Beschreibung nicht ohne Weiteres stimmt, gibt ein Brief des *A. L. Z.*-Redakteurs Gottlieb Hufeland an August Wilhelm Schlegel. Ihm ist zu entnehmen, dass die Aufhebung der Anonymität nicht auf Schlegel, sondern ursprünglich auf einen Vorschlag Hufelands zurückgeht.<sup>6</sup> Und weiter: Mit diesem Vorschlag bricht der Redakteur nicht einmal mit den Statuten seiner Zeitschrift, er folgt vielmehr der Erklärung, die schon im Vorbericht der ersten Nummer der *A. L. Z.* zu lesen war. Dort heißt es: „Wir haben übrigens nichts dagegen, wenn die Herren Mitarbeiter sich selbst zu ihren Recensionen, so oft es

<sup>5</sup> August Wilhelm Schlegel: *Vollständiges Verzeichniß meiner zur Allg. Lit. Zeit. beygetragenen Rezensionen*, angehängt an: *Athenaeum*, 3. Bd., 1. Stück, Berlin 1800.

<sup>6</sup> Vgl. Gottlieb Hufeland an August Wilhelm Schlegel am 3.11.1799, in: *Briefe von und an August Wilhelm Schlegel*. Gesammelt und erläutert durch Josef Körner, 1. Theil, Zürich, Leipzig, Wien 1930, S. 99f.

ihnen gefällt, bekennen wollen.“<sup>7</sup> So einfach also ist die Anonymität nicht als Epochenmerkmal zuzuordnen. Noch vertrackter wird es, wenn man dann in Schlegels Antwortbrief an Hufeland sieht, wie gerade Schlegel an das Anonymitätsgebot der *A. L. Z.* erinnert. Viele Rezensentenkollegen nähmen es wohl übel auf, mahnt Schlegel, wenn die Redaktion die prinzipiell zugesicherte Anonymität aufhobe. Es ist Schlegel und nicht der *A. L. Z.*-Redakteur, der hier die Schutzfunktion der Anonymität betont. Im übrigen aber behalte er sich eigene Schritte in dieser Hinsicht vor.<sup>8</sup> Der eigene Schritt folgt dann ja auch. Doch erscheint das Epochensignal der Frühromantik durch diesen Briefwechsel umgekehrt als Vorschlag des Spätaufklärers, den sich der Romantiker nur zögerlich zu eigen macht.

Die Spur, auf die einen dieses erste Indiz setzt, führt zum Vorbericht der *A. L. Z.* von 1785. Der zitierte Satz steht in einer Passage, die sich grundsätzlich mit der Anonymitätsfrage befasst. Es lohnt, sie ganz zu lesen:

„Aber warum werden die Mitarbeiter nicht genannt?“ möchte vielleicht mancher fragen. Wir antworten: aus den nemlichen Ursachen nicht, welche bisher in den besten Journalen die Verfasser der Recensionen zurückgehalten haben, ihre Namen zu unterzeichnen. Wir wissen nicht, ob Lessing in allen Fällen Recht hatte zu sagen: dass der Kunstrichter, der sich *nennt*, das Publikum *stimmen* wolle; aber darin hat er wohl unstreitig Recht, dass der Recensent, der sich *nicht nennt*, blos Eine Stimme aus dem Publicum seyn wolle. Wenigstens kann er vernünftiger Weise nichts andres wollen. Was ist nun sicherer, aus dem Gesange, den man hört, auf die Geschicklichkeit des Virtuosen, oder aus dem Namen desselben auf die Schönheit seines Gesanges zu schliessen? Wir haben übrigens nichts dagegen, wenn die Herren Mitarbeiter sich selbst, zu ihren Recensionen, so oft es ihnen gefällt, bekennen wollen; aber diese Bedingung ihnen *zuzumuthen*, würde von Seiten der Unternehmer eben so unvorsichtig als unbescheiden; für Leser, die von selbst wissen, *quid distent aera lupinis*, überflüssig; und für solche, die sich nur darum bekümmern *von wem* Etwas, und nicht *Was* gesagt worden, eher schädlich, als vortheilhaft seyn.<sup>9</sup>

Einerseits entspricht dieser Abschnitt dem konventionellen Epochenbild. Zu ihm passen seine wie selbstverständliche Solidaritätsgeste zur Praxis anonymer Rezension sowie deren Begründung im Objektivitätsanspruch des kritischen Urteils. Individualität, die sich nennt, zieht darin den Verdacht der Eitelkeit oder persönlich, nicht sachlich motivierter Einflussnahme auf sich. Typisch wirkt auch die erzieherische Haltung, dem unsachlichen Interesse an Personen nicht noch entgegenkommen zu dürfen. Die Abgrenzung eines besseren Teils der Leserschaft, der über diese Neugier erhaben sei und von sich aus wisse, „was die echten Münzen vom Spielgeld unterscheidet“ – so etwa auf deutsch die hier original zitierte horazische Metapher für die Unterscheidung von Wert und Un-

<sup>7</sup> Die Societät der Unternehmer der *A. L. Z.*: *Vorbericht*, in: *A. L. Z.* 1 vom 3. Januar 1785, S. 1-3. Der Text ist hier am Ende des Bandes abgedruckt.

<sup>8</sup> Vgl. August Wilhelm Schlegel an Gottlieb Hufeland am 3./4.11.1799, in: *Briefe an A. W. Schlegel* (wie Anm. 6), S. 100.

<sup>9</sup> Wie Anm. 7.

wert<sup>10</sup> –, zeigt allerdings ein deutliches Standesbewusstsein des akademischen Gelehrten. In ihm hängt das Urteilsvermögen ohne Frage mit der Kenntnis der lateinischen Klassiker zusammen und spricht, wo es um die Selbstvergewisserung geht, noch deren Sprache. Angesichts der von der *A. L. Z.* intendierten Zuständigkeit für die gesamte Buchproduktion, also auch für alle Romane und andere populäre Gattungen, erscheint dieses Standesbewusstsein des Gelehrten aus heutiger Sicht als unreflektiert partiell. Literatursoziologisch wäre hier die Diskrepanz zwischen einem aus dem Ideal der Gelehrtenrepublik abgeleiteten homogenen Öffentlichkeitsverständnis und dem sich tatsächlich immer weiter ausdifferenzierenden Publikum zu bemerken. Diese Spannung zwischen der Parteilichkeit der Gelehrtenkultur und der heterogenen Vielfalt der Leser aber will die *A. L. Z.* programmatisch lösen. Ihr Verfahren, die speziellen Gattungsnormen des gelehrten Rezensionsjournals auf den gesamten Buchmarkt auszudehnen, ist die strategische Universalisierung einer Expertenkultur. Zu ihr gehört die hier von Lessing zitierte Vorstellung, dass der anonyme Kritiker „blos *Eine* Stimme aus dem Publicum seyn wolle“. So wie die *A. L. Z.* dieses Zitat bringt, tendiert es auf ein solidarisches ‚Eine für alle‘, insofern der anonyme Kritiker im Namen kollektiver Vernunft spricht. Nur unter dieser Voraussetzung ist dann auch die Namensnennung erlaubt. Sie bezieht sich auf das, was sich zuvor als allgemeines Vernunfturteil legitimiert hat. Die Aufhebung der Anonymität ist, so gesehen, nur das nachträgliche Bekenntnis zu einer in kollektiver Vernunft fundierten Gemeinschaft. Genau darum geht es in dem Streit mit Schlegel: nicht um die Aufhebung der Anonymität überhaupt, sondern um deren Intention. Denn Schlegel will damit beweisen, dass über die letzten vier Jahrgänge alle relevanten Besprechungen der im engeren Sinne literarischen Werke allein aus seiner Feder stammen. Die übrigen fielen nicht ins Gewicht oder seien unqualifiziert. Der Anspruch kollektiven kritischen Urteils wird damit im Namen individueller Kompetenz bestritten. Die Aufhebung der Anonymität allein ist also kein zureichendes Epochenkriterium. Es geht vielmehr um deren assoziierende oder dissoziierende Funktion. Die Epochenschwelle zwischen *A. L. Z.* und *Athenaeum* bleibt davon allerdings unberührt. Sie wird nur begrifflich anders erklärt. Wie gesagt: Einerseits entspricht dieser Abschnitt dem Epochenbild.

Andererseits aber enthält er einen Vergleich, der nicht ins Bild passt. Es ist die Vorstellung des Gesangsvirtuosen. Dessen Geschicklichkeit steht hier – als Muster einer sinnfälligen und selbstevidenten Leistung – für die von jedem namentlichen Renommee unabhängige Erkennbarkeit guter Kritik. Nun gehören zum Begriff des Virtuosen die Merkmale Individualität und Außergewöhnlichkeit. So unstimmg es deshalb wäre, sich einen ganzen Chor von Virtuosen vorzustellen, so unstimmg ist der Virtuosenvergleich für eine Rezensentengemeinschaft, die eine homogene wissenschaftliche Zuverlässigkeit garantieren soll. Dass es hier um mehr als einen nur beiläufigen Vergleich geht, belegen zwei Dokumente, die eindringlicher noch als der Vorbericht zur *A. L. Z.* deren redak-

<sup>10</sup> Vgl. Horaz, epist. I,7,23.

tionelle Programmatik vermitteln. Es handelt sich dabei um äußerliche, aber auch – und dies sogar ausführlicher – stilistische Hinweise zu den Rezensionen, die zusammen mit dem Vertrag jedem Mitarbeiter der *A. L. Z.* zugestellt wurden. „General-Norm für die in die Allgemeine Literatur-Zeitung einzurückenden Rezensionen“ und „Einige Punkte die Norm der Recensionen in der allgemeinen Literatur Zeitung betreffend“ sind diese beiden Dokumente überschrieben. Sie waren bis heute unveröffentlicht. Im Bertuch-Nachlass im Goethe-und-Schiller-Archiv hat sich je ein Exemplar erhalten.<sup>11</sup> Die stilistischen Hinweise zitieren Lessing, ausführlich aus dem letzten seiner *Briefe, antiquarischen Inhalts*, der erlaubte und unerlaubte Polemik unterscheidet und der die von Lessing so genannte „Tonleiter“ der Kritik aufstellt: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich, gegen den Kabalenmacher.“<sup>12</sup> Dieses und ein vorausgehendes, noch längeres Zitat zur Polemik lagen allen Mitarbeitern als „Norm“ zum, wie es heißt, „Ton der Allgemeinen Literatur-Zeitung“ vor. Damit sind nicht nur Erklärungen, sondern zugleich praktische Beispiele gegeben. Denn die Lessing-Zitate wirken nicht nur als begriffliche Anweisungen. Auffälliger und wirksamer noch ist ihre eigene stilistische Qualität. Lessings ‚Tonleiter‘ erscheint einerseits als Klassifikation von Schriftstellertypen und pädagogisch zugeordneten Reaktionsweisen. Dieses didaktisch tabellarische aber wird dadurch konterkariert, dass sich das ganze als emotionale Klimax aufbaut und gerade dort, wo – gegenüber dem Meister – der sachliche Ernst seinen Platz finden müsste, ironisch wird. Am Chiasmus von Bewunderung und Zweifel kann man sehen, wie die Qualität der Meisterschaft vom Gegenstand abgezogen und ganz vom stilistischen Vermögen des Kritikers absorbiert wird. Über den Klassifikationsgeist, der in dieser Aufzählung steckt, triumphiert so ein artistisches Bewusstsein, das öffentlich sein Ausdrucksvermögen durchübt. Lessings „Tonleiter“ dient nicht allein der publizistischen Pädagogik, sondern auch der Selbstdarstellung eines Stilkünstlers. Das Zitat dieser „Tonleiter“ im Merkblatt für alle Mitarbeiter dient entsprechend nicht allein begrifflicher Belehrung, sondern zugleich zur Aneiferung des stilistischen Ehrgeizes. Blickt man von hier aus auf den Vorbericht zur *A. L. Z.* zurück, dann verliert das Virtuosengleichnis seine Beiläufigkeit und wird statt dessen als öffentlicher Reflex der internen redaktionellen Programmatik deutlich. Neben das Ideal kollektiver Sachlichkeit rückt ein stilistisches Kritik-Verständnis, das sich gegenläufig an individuellem schriftstellerischem Vermögen orientiert.

<sup>11</sup> Beide Dokumente sind am Ende dieses Bandes abgedruckt. Einen ersten Hinweis auf sie verdanke ich Margarete Mildenerger, die von 1998-2000 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Teilprojekt „Zeitschriften und Periodika“ im Sonderforschungsbereich „Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800“ war.

<sup>12</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Briefe, antiquarischen Inhalts*, in: G. E. L.: *Werke*, hg. von H. G. Göpfert et al., 6. Bd.: *Kunsttheoretische und kunsthistorische Schriften*, München 1974, S. 398. Zum Zitat dieser „Tonleiter“ in der *A. L. Z.*-Norm vgl. hier im Anhang S. 229.

Zu der stilistischen kommen Ansätze zu einer sachbezogenen Individualisierung. Schon in der *A. L. Z.*-, „Norm“ findet sich dazu ein Wort, das man bislang ausschließlich mit der Frühromantik in Verbindung bringt und als Schlüsselwort in deren Kritik-Konzept einzuschätzen gelernt hat: das Wort „charakteristisch“. *Charakteristiken und Kritiken* ist die 1801 erschienene Sammlung von August Wilhelm und Friedrich Schlegels Rezensionen überschrieben und man hat in dem Titel *Charakteristiken* den epochalen Neuansatz einer nicht mehr nach Gattungsnormen urteilenden, sondern programmatisch individualisierenden Literaturkritik und Poetik gesehen. In den *Lyceums*- und den *Athenaeums*-Fragmenten finden sich die zugehörigen Grundsätze: „Wer Goethes MEISTER gehörig charakterisierte, der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie.“<sup>13</sup> Und: „Eine Charakteristik ist ein Kunstwerk der Kritik [...]. Eine Rezension ist eine angewandte und anwendende Charakteristik.“<sup>14</sup> Gut zehn Jahre zuvor heißt es in Punkt zwei der *A. L. Z.*-Norm: „Ausser der Kürze sollen die Recensionen der A.L.Z. möglichst charakteristisch seyn.“ Zur Erläuterung werden die „vielen Journale“, deren Kritiken bloße Urteilsverkündigungen seien, als „äusserst monotonisch“ beklagt und statt dessen eine – noch einmal fällt das Wort – „charakteristischere“ Darstellung verlangt, die jedes Werk mit seinen Eigenschaften pointiert und anschaulich vergegenwärtigt.<sup>15</sup> Das sind freilich pragmatische Anweisungen für Rezensenten und keine neuen poetologischen Grundsätze. Doch wenn man sie neben die zitierten Sätze aus den *Lyceums*- und *Athenaeums*-Fragmenten hält, dann erscheint die frühromantische Programmatik als die prinzipielle Konsequenz dessen, was die *A. L. Z.* rezensionspraktisch initiiert.

Man kann diesen Zusammenhang auch als Funktions- und Statuswandel der Rezension beschreiben,<sup>16</sup> die mit dem Bedeutungsverlust der Regelpoetik einhergehen. Solange das poetologische Denken von Gattungsnormen strukturiert ist, besteht die Kritik einzelner Werke in der Überprüfung ihrer gattungsgemäßen Anlage und Ausführung. In dem Maße, wie diese Strukturen schwinden, steht mit jedem einzelnen Fall zugleich die Bewertungsgrundlage überhaupt zur Debatte. Die Rezension verändert sich von einem Theorie anwendenden zu einem Theorie suchenden, im Extremfall aus der individuellen Kritik neue Theorie bildenden Text. Diesen Extremfall bezeichnet das zitierte *Lyceums*-Fragment, das die *Wilhelm-Meister*-Rezension in den Rang der einzig zeitgemä-

<sup>13</sup> Friedrich Schlegel: 120. *Lyceums-Fragment*, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Bd. 2: *Charakteristiken und Kritiken I*, hg. und eingeleitet von Hans Eichner, München, Paderborn, Wien, Zürich 1967, S. 162.

<sup>14</sup> Friedrich Schlegel: 439. *Athenaeums-Fragment*, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Bd. 2 (wie Anm. 13), S. 253.

<sup>15</sup> Vgl. hier im Anhang S. 228.

<sup>16</sup> Das unternimmt die Dissertation von Astrid Urban: *Kunst der Kritik. Die Gattung Rezension in Zeitschriften des späten 18. Jahrhunderts*, Heidelberg 2004. Diese Arbeit ist im Teilprojekt „Zeitschriften und Periodika“ im Sonderforschungsbereich „Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800“ entstanden.



Ben Poetik rückt. Friedrich Schlegels eigene Besprechung dieses Romans im *Athenaeum* zielte genau darauf. In diesem Funktions- und Statuswandel der Rezension hat die *A. L. Z.* einen wichtigen Platz.<sup>17</sup> Indem sie die stilistische Qualität betont und statt bloßer Urteile prägnante Charakterisierungen fordert, wertet sie diese Gattung zur eigenen literarischen Leistung auf. Das hängt auch damit zusammen, dass sie das zugehörige Zeitschriftenprofil über die Grenzen des gelehrten Rezensionsorgans hinaus auf ein allgemeines Publikum ausweiten will. Das gelingt umso leichter, je mehr die Rezensionen selbst als attraktive Texte erscheinen und nicht nur sekundär, als Urteil über ein Buch, sondern primär mit ihren eigenen Darstellungsqualitäten interessieren. Die Forderung charakteristischer Präsentation weist in diese Richtung. Denn damit macht die Rezension die Lektüre des besprochenen Buches selbst tendenziell entbehrlich, drängt sie sich als Ersatz, und durch ihre mitgelieferte Bewertung als besserer Ersatz an dessen Stelle. Im Rezensionsjournal, das kein Fach-, sondern das allgemeine Publikum erreichen will, steckt so eine publizistische Überbietungsstrategie. Bedenkt man diese Neubewertung der Rezension, dann wird man im Blick auf August Wilhelm Schlegel den Frühromantiker nicht mehr so krass vom Mitarbeiter der *A. L. Z.* trennen. Seine in den neunziger Jahren für diese Zeitung geschriebenen Kritiken gehören nicht in eine ganz andere Welt, die er hätte verlassen müssen, um zur eigenen zu gelangen. Die *A. L. Z.* ist zunächst nicht der Kontrasthintergrund romantischer Neuansätze, sondern ein wichtiger Schritt zwischen dem aufklärerischen gelehrten Rezensionswesen und der frühromantischen Literaturkritik. Ihre praktischen redaktionellen Hinweise setzen die Akzente, die dann – ins Prinzipielle gewendet – das romantische „Kunstwerk der Kritik“ kennzeichnen. Erst die spätere Polemik zwischen den Romantikern und der *A. L. Z.* hat diesen Zusammenhang verdeckt.

Wer mit dem bloßen Merkmal der Anonymität eine Epochenschwelle der Kritik zeichnet, überzeichnet damit so viel, wie er sichtbar macht. Die andere Perspektive, die von den Redaktionsdokumenten der *A. L. Z.* eröffnet wird, lässt alternativ zur Epochenschwelle an eine andere Geschichtsheuristik denken. Und zwar an ein Modell prozessualer Verknüpfung. Mit dem Reden von Epochenschwellen hat sich (im besonderen durch die Arbeitsgruppe „Poetik und Hermeneutik“) ein differentielles Geschichtsdenken etabliert: „differentiell“, weil es die Geschichte nicht durch die Wesensbestimmung einzelner Epochen, sondern durch die Beschreibung und Analyse von Umbruchssituationen zu verstehen suchte. Um die Entwicklung der deutschsprachigen Literaturkritik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu verstehen, heißt das, statt reiner Musterfälle aufklärerischer und frühromantischer Kritikkonzepte gerade die Texte oder Textgruppen in den Blick zu nehmen, an denen konzeptuelle Konflikte sichtbar werden. Dass dieses differentielle Denken geeignet war, die Verdinglichungstendenz einheitsheischender Epochenbegriffe zu korrigieren, ist bekannt. Wer nun

<sup>17</sup> Dazu in der Arbeit von Astrid Urban Kap. 3: „Literaturkritik mit Lessing und Kant: Die *Allgemeine Literatur-Zeitung*“.

statt von Schwellen von prozessualer Verknüpfung spricht, bringt abermals eine neue Heuristik. Sie schwenkt vom Differenz- zum Kontinuitätsdenken, indem sie die Geschichte nicht in Umbruchssituationen, sondern als Entwicklungszusammenhang beschreibt. Wo das eine Modell Epochen als Geschichtsräume vorstellt, die sich durch Differenzwahrnehmungen wie durch Türschwellen voneinander abgrenzen lassen, bietet das andere Modell einen kontrastschwächeren Vorschlag. Er hat statt großer Brüche schrittweise fortlaufende Veränderungen im Blick. Ich halte dieses Geschichtsmodell für geeignet, ein forciertes Epochenschwellen-Denken zu korrigieren. Und ich halte es im besonderen dafür geeignet, die literaturgeschichtliche Position der *A. L. Z.* besser zu verstehen.

Um diese kontrastschwächere, prozessuale Vorstellung verständlicher zu machen, kann man das Verhältnis der *A. L. Z.* zur Frühromantik als gestufte Lesingrezeption beschreiben.<sup>18</sup> Wenn die *A. L. Z.* in ihrem Vorbericht und ihren Rezensions-Normen Lessing zitiert, dann beruft sie sich auf die zeitgenössisch anerkannte Autorität der – zeitgenössisch gesagt – „kunstrichterlichen“, aber auch der theologischen Kritik. Verbunden mit der Frage nach der zugehörigen Stilistik, nach der deutschsprachigen kritischen Prosa, gilt Lessing als nationales Muster. Damit ist ein bestimmtes Lessingbild aufgerichtet, das seine eigene Auslegungstendenz hat. Deutlich ist sie bei dem Werk zu sehen, das hier einschlägig zur Rezensions-Debatte gehört: bei den *Briefen, antiquarischen Inhalts*. Denn Lessings ausgedehnte Polemik gegen Klotz, die sich immer wieder mit Verve an Detailfragen entzündet, passt nicht so leicht zur Vorstellung eines nationalen Musterautors. Wo dieses Bild gezeichnet wird, gelingt die Würdigung der Anti-Klotz-Polemiken dadurch, dass der ausgedehnte Streit als eine vom zänkischen Widersacher verschuldete Lästigkeit angesehen wird, der Lessing immerhin am Ende den bleibenden Ertrag abgetrotzt habe. So ist es zum Beispiel in Herders Lessing-Nekrolog aus dem Todesjahr 1781 zu lesen. Über die Polemik heißt es dort: „Teutschland schämt sich jetzt dieser Szene“, nur „gegen das Ende“ finde man immerhin „reichlich Stärke“.<sup>19</sup> Damit sind die letzten der *Antiquarischen Briefe* gemeint, in denen Lessing den Streitfall rekapituliert und einige Kernsätze zum Rezensionswesen formuliert. Genau solche Kernsätze sind es, die die *A. L. Z.* aus dem vorletzten und dem letzten Brief zitiert. Sie folgt damit der Tendenz, die agile polemische Prosa Lessings selektiv auf einige Maximen zu reduzieren.

Bemerkenswert dabei ist, wie die stilistisch anschauliche von der begrifflich argumentativen Verwendung der Zitate abweicht. Diejenigen, die als stilistische Vorbilder dienen, wirken durch ihren charakteristisch lessingschen Ton. Sie sind

<sup>18</sup> Ich greife damit abermals auf Ergebnisse von Astrid Urban zurück. Vgl. in ihrer (hier Anm. 16) genannten Dissertation den Exkurs zu Kap. 3: „Fragen des Maßes – Lessing als Paradigma für den Übergang von der rhetorischen zur ästhetischen Bestimmung der Literaturkritik“.

<sup>19</sup> Vgl. Johann Gottfried Herder: *G. E. Lessing. Geboren 1729, gestorben 1781*, in: J. G. H.: *Werke in zehn Bdn.*, Bd. 2: *Schriften zur Ästhetik und Literatur 1767-1781*, hg. von Gunter E. Grimm, Frankfurt a. M. 1993, S. 698.

Virtuosenstücke, die den namhaften Kritiker erkennen lassen. Das Zitat im Vorbericht dagegen zielt begrifflich aufs Gegenteil, die anonyme Stimme aus dem Kollektiv. „Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme *aus* dem Publico sein“<sup>20</sup>, heißt es bei Lessing und die *A. L. Z.* beruft sich auf diesen Satz, um ihr an die Anonymität geknüpftes Objektivitätsideal zu belegen. In diesem Ideal fallen der Expertenkreis der Kritiker und das allgemeine Publikum solidarisch in eins. Das ist, wie gesagt, eine Projektion der Gelehrtenrepublik oder, anders gesagt, ein hypothetischer Publikumsbegriff<sup>21</sup>, den man als schlicht vernunftgläubig oder als gruppenspezifisch borniert bezeichnen kann. Lessing selbst hat eine andere Vorstellung vom Publikum. Sie findet sich im 51. der *Antiquarischen Briefe*:

Wenn ich mir aber nun das Publikum als Richter denke? [...] Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studierter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wisch er sich die lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erholen oder sich zerstreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publikum zu nennen?<sup>22</sup>

Das Satirische dieser Sätze trifft mit den Lesern zugleich die eigenen publizistischen Ansprüche. Ironisiert wird dadurch die von Lessing an benachbarter Stelle gebotene didaktische Perspektive, die von der Verantwortung der Schriftsteller gegenüber dem noch zu bildenden Publikum spricht.<sup>23</sup> Und bei aller Ironie, die in diesem Nebeneinander von Didaktik und deren Verspottung liegt, geben diese Sätze doch auch eine begriffliche Klärung. Die Formulierung „diese Handvoll Individua“ ist nicht nur mokant, sondern auch die Korrektur der impliziten Annahmen, die in dem Kollektivsingular ‚das Publikum‘ stecken. Die Vorstellung von der „einen Stimme aus dem Publico“ hat entsprechend bei Lessing eine ganz andere Bedeutung als in der *A. L. Z.*. Sie ist hier abwertend gemeint. „Nichts als eine Stimme *aus* dem Publico“ soll die tatsächliche Bedeutungslosigkeit des Kritikers Klotz bezeichnen, der sich durch seine Namensnennung den Rang des berufenen Richters angemaßt habe. Die Isolierung des einen Satzes aus seinem polemischen Kontext verkehrt also den Sinn. Als Maximenlieferant soll Lessing in der *A. L. Z.* beglaubigen, was sein Text bezweifelt.

So wie die *A. L. Z.*-Redaktion Lessing einerseits als markanten Stilisten ausstellt, versucht sie ihn andererseits in das genau entgegengesetzte Konzept anonymen als objektiver Kritik zu integrieren. Wie damit ein neues, unpassendes Moment in die tradierte Gattungsnorm einrückt, sieht man am deutlichsten, wenn man den Vorbericht der *A. L. Z.* mit dem einer der normstiftenden voraus-

<sup>20</sup> Lessing, *Briefe, antiquarischen Inhalts* (wie Anm. 12), S. 394.

<sup>21</sup> Dazu der Beitrag von Stephan Pabst in diesem Band: „Der anonyme Rezensent und das hypothetische Publikum“.

<sup>22</sup> Lessing, *Briefe, antiquarischen Inhalts* (wie Anm. 12), S. 371f.

<sup>23</sup> Vgl. ebd. S. 396.

gehenden Rezensionsorgane vergleicht. Stimmig stellt sich das Anonymitätskonzept in der Vorrede zu den *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* aus dem Jahr 1753 dar. Die Legitimierung der ungenannten Kritiker erfolgt hier konsequent durch nichts anderes als Amt und Institution. Die Mitarbeiter empfehlen sich als eine „Gesellschaft von Professoren“, die zudem unter „der Aufsicht der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften“ stehen. Genannt werden dann noch die Fachgebiete. Mehr nicht.<sup>24</sup> Die *A. L. Z.* hält an der Legitimierung ihrer Mitarbeiter durch den Gelehrtenstand fest, erweitert diese Gruppe aber, wie sie ankündigt, durch „berühmte Schriftsteller, die allgemeine Achtung des Publicums geniessen“.<sup>25</sup> Das Anonymitätsgebot läßt sich so zur Kontrastspannung auf. Der Ungenannte steht nicht mehr nur als Garant der Objektivität, sondern als ‚verdeckte Berühmtheit‘. Das gilt auch für die Professoren. Denn die *A. L. Z.* will ausschließlich diejenigen als Kritiker zulassen, die sich in ihrem Fache einigen Ruhm erworben haben. Das ist etwas deutlich anderes als die institutionelle Rechtfertigung der Göttinger. Der Virtuosenvergleich schließt dann beide Gruppen (also Professoren und berühmte Schriftsteller) zusammen, amalgamiert sie auf genau die Weise, die Lessing verkörpert: die Personalunion von Gelehrtem, berühmtem Schriftsteller und stilartistischem Prosaisten. Mit der *A. L. Z.* rückt somit das individuelle Schriftstellerformat Lessings als neue Typologie in das etablierte Rezensionswesen ein. Allerdings so, dass das Neue nur im Vergleich und in der praktischen Vorbildfunktion gegenwärtig, nicht aber begrifflich erfasst wird. Denn dass die Überzeugungskraft des stilistischen Virtuosen etwas prinzipiell anderes ist als die Überzeugungskraft der Vernunft, bleibt in der *A. L. Z.* unbedacht.

Für das Lessingverständnis, von dem die Redaktionsdokumente der *A. L. Z.* zeugen, gilt also: Lessings Polemik, auch seine satirischen und ironischen Züge werden verdrängt, um statt dessen Maximen für ein objektivistisches Kritik-Kozept zu gewinnen. Im 56. *Antiquarischen Brief* bildet Lessing – als Ausdruck für alle sachfremde Polemik des Kritikers – den Begriff „Klotzianismus“<sup>26</sup>, was sicher weniger begrifflich systematische als seinerseits polemische Intention hat. Die Programmatik der *A. L. Z.*, so könnte man sagen, ist spiegelverkehrt dazu auf eine Art Lessingianismus aus, in dem das literaturgeschichtliche Ereignis der lessingschen kritischen Prosa zur kollektiven Norm umgeschrieben werden soll. Dazu gehört, dass auf Lessings „Tonleiter“ der Kritik in der *A. L. Z.*-Norm als nächstes die Anweisung folgt, „sich der Adelungischen Orthographie zu befleißigen“.<sup>27</sup> Als könnte man Lessings Stil wie Rechtschreibregeln folgen. Wenn das *Athenaeum* sich seinerseits auf Lessing beruft, dann stellt es genau entgegengesetzt den Satiriker, den Polemiker und individuellen Stilkünstler aus. Man kann es als eine zielgenaue Replik auf die *A. L. Z.*-Norm lesen, wenn Friedrich Schlegel im Blick auf Lessing schreibt: „Witz und Prosa sind Dinge für die nur sehr

<sup>24</sup> Vgl. *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen* 1, 1753, Vorrede S. 1-4.

<sup>25</sup> Vorbericht zur *A. L. Z.* (wie Anm. 7), S. 1.

<sup>26</sup> Lessing, *Briefe, antiquarischen Inhalts* (wie Anm. 12), S. 396.

<sup>27</sup> Vgl. hier im Anhang S. 229.

wenige Menschen Sinn haben“ und „eine pragmatische Theorie der deutschen Prosa [würde] wohl mit der Charakteristik seines Styls gleichsam [...] anfangen und endigen müssen.“<sup>28</sup> Das Stichwort „charakteristisch“ wird ja von der *A. L. Z.*-Norm selbst vorgegeben. Schlegel greift es auf, um es als noch zu leistende Aufgabe individualisierender Stilanalyse auf das zu übertragen, was die *A. L. Z.* schon als allgemeine Norm ausgemacht sieht. Was Friedrich Schlegel selbst zu dieser Aufgabe beiträgt, sondert Lessing als einen ironischen und zynischen Individualisten aus dem zeitgenössisch konsensuellen Lessing-Lob aus.

Fazit: Statt zwischen *A. L. Z.* und *Athenaeum* scharf die Epochengrenze zwischen Aufklärung und Frühromantik zu ziehen, ist es angemessener, das Modell prozessualer Verknüpfung zu verwenden und die *A. L. Z.* als eigene Etappe eines gestuften Funktionswandels der Gattung Rezension und einer ebenso gestuften Lessingrezeption zu beschreiben. So gesehen, verschiebt sich die literarhistorische Diskontinuitätswahrnehmung. *A. L. Z.* und Frühromantik sind, auch wenn sie zu gegensätzlichen Auslegungen gelangen, durch die Kontinuität der Auseinandersetzung mit Lessing verbunden. Dessen kritische Prosa ist das erregende Moment, das im ersten Schritt den Versuch hervorruft, die bislang unerhörte Stilvirtuosität ins bisherige Kritik-Konzept zu integrieren, und dann im zweiten Schritt zur programmatischen Individualisierung der Kritik führt. Dabei kann man indes nicht sagen, dass Lessing im ersten Schritt nur fehl- und dann im zweiten ganz richtig gedeutet wäre. Denn wer ihn nur stilindividualistisch verstehen wollte, müsste die von Lessing selbst ausdrücklich bekräftigte Intention auf eine von allem Stilistischen unabhängige Wahrheit überlesen. Bekannt ist seine Antwort an Goeze, der Lessings blendenden Stil angeklagt hatte: „Ich kenne keinen blenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein gibt echten Glanz. [...] Also von *der*, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil.“<sup>29</sup> Doch wo Lessing ausdrücklich von der Wahrheit spricht, löst er – die Stelle ist ebenso bekannt oder noch bekannter – deren Besitzanspruch in den endlosen Prozess ihrer Suche auf.<sup>30</sup> Diese Suche aber besteht bei Lessing aus kritischer Prosa und deren agiler Stilistik. In ihnen, d.h. in Lessings Prosastil ist damit innerhalb der Aufklärung die deutlichere Diskontinuität zu sehen als zwischen *A. L. Z.* und frühromantischer Literaturkritik. Die Differenz der normierenden und individualisierenden Rezeption kann zusammengefasst als rückwirkende Heuristik dienen, um die Spannung bei Lessing selbst klarer zu erfassen.

<sup>28</sup> Friedrich Schlegel: *Über Lessing*, in: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, Bd. 2 (wie Anm. 13), S. 104.

<sup>29</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Anti-Goeze. Zweiter*, in: G. E. L.: *Werke* (wie Anm. 12), 8. Bd.: *Theologiekritische Schriften III, Philosophische Schriften*, München 1979, S. 195.

<sup>30</sup> Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: *Eine Duplik*, in: G. E. L.: *Werke*, 8. Bd. (wie Anm. 29), S. 32f.

## Zu diesem Band

Die Erinnerung an die *A. L. Z.* blieb wach, weil in ihr bedeutende Namen über bedeutende Werke schreiben. Es lohnt, die Erinnerung aus anderen Gründen neu zu wecken. Das Neue liegt dabei darin, statt der Namen und der behandelten Werke die Strukturen und die Programmatik dieses Rezensionssjournals in den Blick zu nehmen. Dabei fällt als erstes eine Eigenschaft der *A. L. Z.* auf, die sie von vergleichbaren Zeitschriften unterscheidet und ihr eine ganz eigene Dynamik und Ausdruckskraft für die Entwicklung der Kritik am Ende des 18. Jahrhunderts verleiht. Die *A. L. Z.* besteht nicht nur aus einem periodischen Rezensionsblatt, sondern aus vier koordinierten Organen: neben dem Rezensions- aus dem „Intelligenzblatt“, hinzu kommen Revisionsbände sowie ein Repertorium.<sup>31</sup> Das Intelligenzblatt enthält dabei nicht nur wie üblich Anzeigen. Durch seine zahlreichen Antikritiken sowie die darauf folgenden Erwiderungen der Rezensenten und durch die Kommentare und Stellungnahmen der Redaktion führt es vielmehr einen fortlaufenden Dialog über das Alltagsgeschäft der Kritik. Rezensionen- und Intelligenzblatt bilden einen Verbund von Aktion, Reaktion und Reflexion, bilden damit eine (zeitgenössisch vielbeachtete) Bühne, auf der und an der sich das Problembewusstsein von Kritik artikuliert und fortbildet. Der Beitrag von Irina Denissenko (*Die Gattung Antikritik und das kritische Profil der A. L. Z.*) verfolgt solche aus Antikritiken und Rezensentenantworten sich bildenden Mikrodiskurse. Sie zeigt dabei, wie die *A. L. Z.* die für die Buchkritik zeitgenössisch übliche Gerichtshofmetapher auf ethische Fragen der Streitführung ausdehnt und sich damit als allgemein normgebende und –überprüfende, ihrem Anspruch nach auch streitentscheidende Instanz der literarisch gelehrten Öffentlichkeit in Stellung bringt.

Anonymität, Vollständigkeit, Unparteilichkeit: das sind die drei Grundbegriffe, in denen sich das Kritik-Konzept der *A. L. Z.* ausdrückt. Ihnen gelten die Beiträge von Stephan Pabst und Mark Napierala. Anonymität wird nicht als Ärgernis oder als Ansporn zu detektivischer Forschung genommen, sondern als Teil des Kritik- und als Indikator des Öffentlichkeitsverständnisses analysiert. Deren Stellung und Wirkung zwischen der Tradition gelehrter Journale und der Frühromantik beschreibt der erste Beitrag von Stephan Pabst (*Der anonyme Rezensent und das hypothetische Publikum. Zum Öffentlichkeitsverständnis der A. L. Z.*). Der zweite hat mit dem Vollständigkeitsanspruch zu tun. In dessen Dienst erscheinen die Revisionsbände, die Vergessenes nachtragen und – das ist ihr noch größerer Auftrag – in Sammelrezensionen im Rückblick auf alle erschienenen Bücher für jedes Fachgebiet Gesamtentwicklung und Fortschritt dokumentieren sollen. Das Repertorium schließlich, das vierte der zur *A. L. Z.* gehörigen Organe, ist ein nach diesen Fachgebieten systematisierter, innerhalb der Fächer alphabetischer Titeltatalog. Als Grundlage für die systematische Ordnung dient dabei die „Encyklopädische Tafel“ von Schütz und Hufeland. Der

<sup>31</sup> Vgl. zur Struktur der *A. L. Z.* die bibliographische Notiz hier im Anhang.

Beitrag *Vollständigkeit und Totalität* rückt die Revisions- und Repertoriumbände in die zeitgenössische Enzyklopädie-Diskussion und kann sie als Dokumente des Übergangs beschreiben: zwischen einem an die barocke Universaltopik erinnernden materialen Konzept der Vollständigkeit und der aus der Kantischen Kritik abgeleiteten Forderung, die Totalität des Wissens aus einem philosophischen Prinzip zu stiften. Der dritte Grundbegriff, Unparteilichkeit, gewinnt dann die deutlichste Kontur, wenn man ihn nicht nur seinem sachlichen Gegenteil, der Parteilichkeit, gegenüberstellt, sondern demjenigen Verfahren, durch das der Anspruch auf Unparteilichkeit prinzipiell bedroht ist: durch Polemik. So sieht es der Beitrag von Mark Napierala (*Unparteilichkeit und Polemik. Kritik am Rezensionswesen und die Ordnung der Gelehrtenrepublik*). Er verfolgt die Entwicklung der Polemik aus der Kontroverstheologie zur Literaturkritik des 18. Jahrhunderts und stellt die *A. L. Z.* dabei als den herausragenden Fall dar, an dem der als Fortschrittsethos der Gelehrtenrepublik erhobene Anspruch auf unparteiliche Vernunft strittig wird. Die Polemik, aber auch die von Irina Deniszenko verfolgten Antikritiken werfen Fragen der schriftstellerischen Ehre auf, die in manchen Fällen nicht nur vor dem metaphorischen, sondern vor dem eigentlichen Gericht als Injurienprozesse verhandelt wurden. Der Beitrag von Gerhard Lingelbach (*Injurie und Injuriensachen im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert*) dokumentiert und erläutert deren rechtshistorische Hintergründe.

Am Beispiel der Psychologie zeigt Matthias John, welche Bedeutung der *A. L. Z.* als wissenschaftshistorischem Dokument zukommt. Besonders die in den Revisionsbänden gebotenen Sammelrezensionen, die jeweils die Fachdiskussion und –entwicklung der letzten fünfzehn Jahre bilanzieren, sind als einzigartige Quellen noch zu erschließen. Johns Beispiel (*Psychologie, Enzyklopädie und die „Revision der Literatur in Ergänzungsblättern zur A. L. Z.“*) macht deutlich, dass es dabei nicht um bibliographische Kleinigkeiten, sondern um Revisionen bisheriger fachgeschichtlicher Annahmen geht.

Der Beitrag von Reiner Flik (*„Nur zur literarischen und artistischen Landes-Industrie geeignet?“ Die Weimarer Klassik im Lichte der Standortlehre*) betrachtet die *A. L. Z.* aus der Perspektive der Raumwirtschaftslehre. Er fragt nach den Standortbedingungen, die Jena als Sitz des Rezensionsorgans begünstigten, und entwickelt hieraus eine starke These zum literarischen und wissenschaftlichen Aufschwung in Weimar und Jena um 1800. Der Beitrag von Susanne Jung und Johannes Mangei (*Bibliographische Erschließung der A. L. Z. als Instrument universitärer Forschung*) informiert über den Aufbau und die Nutzungsmöglichkeiten einer Datenbank zur *A. L. Z.*, die im Rahmen des Jenaer Sonderforschungsbereichs „Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800“ an der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar erstellt wird.

Im Anhang werden Redaktionsdokumente geboten: der Vorbericht zur ersten Nummer der *A. L. Z.*, die „General-Norm“ und die „Norm-Punkte“ zu den Rezensionen sowie das Muster des Rezensentenvertrags. Die letzten drei erscheinen hier zum ersten Mal im Druck. Für die Genehmigung danken wir dem Goe-

the-und-Schiller-Archiv in Weimar. Ausgewählt wurden ferner drei Zeugnisse, die den Streit um die Anonymität und die Überlegungen zur Wissensordnung dokumentieren. Auf sie gehen die Beiträge von Stephan Pabst ausführlicher ein.

Außer Gerhard Lingelbach, der an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena Rechtsgeschichte lehrt, sind oder waren alle Beiträger Mitarbeiter im Sonderforschungsbereich „Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800“. Daniela Matz und Yvonne Förster haben die Texte im Anhang transkribiert und zusammen mit Mark Napierala den ganzen Band redaktionell betreut sowie die Druckvorlage erstellt. Ihnen allen sage ich herzlichen Dank.